

STANDORTVORTEIL DIAKONIE

Dieser Artikel wurde auf Wunsch der Redaktion bewusst positiv gestaltet, in der Annahme, dass die "positive" Tendenz eher das Denken der Mitarbeiter in die Argumentation des Artikels zieht als die allbekannte grundsätzliche Kritik an der Diakonie. Ohnehin wäre es bedauerlich, wenn das Fachpersonal der Diakonie, das einen Großteil der praktischen Arbeit in der Sozialpsychiatrie leistet, unbedacht in diese negative Ecke geriete. Radikale Kritik von außen an den Wohlfahrtsverbänden macht es sich so vielfach zu leicht.

PETER KRUSE

Am 7. August 2009 berichtete die „Süddeutsche Zeitung“ über einen Vorgang in Niedersachsen: Das evangelische Johannisstift Berlin übernahm sechs Pflegeheime der Caritas für 8,3 Millionen Euro. Die Heime standen vor der Insolvenz, u.a. weil der Pflegesatz in Niedersachsen um 9 % niedriger liegt als in anderen West-Bundesländern. Die 580 Mitarbeiter wurden übernommen, - mussten aber einer Gehaltssenkung bis zu 13 % zustimmen.

Diese Sache ist komplizierter als ein kleiner Zeitungsbericht es darstellen kann. Aber das Hauptproblem ist eindeutig:

Zunehmend stellt sich die Frage, wie die Diakonie ihrem Selbstkonzept angesichts der finanziellen und gesellschaftlichen Zwänge gerecht werden will, - kann sie den Anspruch aufrechterhalten, sich in unverwechselbarer Weise von anderen Trägern zu unterscheiden?

Diakonie und Caritas stehen unter dem Anspruch, ein besonders qualifiziertes Leitbild, ein „Proprium“ zu haben, dass sie erkennbar von anderen Trägern unterscheidet.

Diese Unverwechselbarkeit gründet auf der theologischen Basis Neues Testament: Die Hinwendung Gottes zum Menschen in Jesus Christus geben Christen weiter an die, die dieser Zuwendung bedürfen: dies ist wahrer Gottes-Dienst (Math. 25).

Die Zuwendung hat nicht nur der eigenen Gruppe zu dienen sondern allen Menschen, die ihrer bedürfen (Math. 5,47); dies schließt die Reduktion der diakonischen Arbeit auf das eigene Klientel aus. Es gibt in der Grundlegung im Neuen Testament noch eine Vielzahl von Hinweisen, die in die Rede vom „Christlichen Menschenbild“ zusammengefasst werden können.

„Dienstgemeinschaft“ ist ein weiterer Kernbegriff, der einen Anspruch formuliert. Dieser Begriff ergibt sich u.a. aus dem Bild von Paulus, in dem er die Gemeinde der Christen mit den Gliedern des Körpers beschreibt, die alle aufeinander angewiesen sind, sowie die Reichs-Gottes-Botschaft Jesu, in der Herrschaft von Menschen über Menschen

abgewiesen wird. An die Stelle der Herrschaft wird der Appell gesetzt, sich gegenseitig zu dienen. Weitere Hinweise zeigen Apostelgeschichte 2 und 4.

Es handelt sich um kurze Berichte, die die Gleichheit (auch finanziell) aller zur Gemeinde zählenden Menschen betonen „...sie waren ein Herz und eine Seele“.

Schließlich gibt es noch ein Erbe aus dem 19. Jahrhundert mit zu bedenken, aus der Gründungsphase der organisierten Diakonie. Die „Gründungsväter“, z.B. J.H. Wichern, waren eindeutig der Meinung, dass die „Entchristlichung der Volksmassen“ der Grund für das soziale Elend sei und nannten ihr Hilfswerk folgerichtig „Innere Mission“. Primär die Bekehrung der Menschen könne die Lösung der sozialen Frage sein. Es war ihnen selbstverständlich, dass Reden und Handeln überein zu stimmen hatten, dass man den „ganzen Menschen“ vor sich hatte und so entstanden die großen Werke der Diakonie - aber der seelsorgerische Aspekt blieb im Mittelpunkt.

Leider war die Gesellschaftsanalyse dieser Gründergeneration den sozialen Krisen des 19. Jahrhunderts nicht angemessen und hat Diakonie und Kirche viel Veränderungspotential geraubt: es war das rückwärtsgewandte Denken der Ständegesellschaft und man war in einem christlich-ständischen Gesellschaftsbild gefangen.

Der Kirchenhistoriker Günther Brakelmann schreibt zu Wicherns „Denkschrift“:

„Das politische und soziale Engagement dieses Protestantismus bewirkt keine fundamentale Beunruhigung der Klassen- und Autoritätsgesellschaft des 19. Jahrhunderts, sondern lässt einzelne und kleine Gruppen allein zu einem dezisionistischen Einsatz für die verschiedenen Randgruppen der Gesellschaft kommen. Diese ‚Liebesarbeit‘ tangierte nicht die gesellschaftliche Machtfrage. Sie fand mit sicherem Blick der Caritas die ‚Opfer‘ der bürgerlichkapalisti-

schen Erwerbswirtschaft..., scheute aber die Kritik an der Struktur der ökonomischen Produktionsweisen und der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse.“¹

Dennoch war der Aufbruch in Bezug auf den einzelnen Menschen revolutionär und die Aktualität vieler Ansätze, den Menschen als Ganzheit zu sehen, sind nach wie vor vorbildlich - z.B. die damals entstehende Sozialpädagogik für Jugendliche oder die Strafvollzugsreform.

In der heutigen Realität beherrschen ökonomische Zwänge das Handeln der Diakonie. Der Anpassungsdruck an die Rahmenbedingungen z.B. im Gesundheitswesen und im Pflegebereich ist enorm. Konkurrierende private Anbieter von entsprechenden Dienstleistungen stehen auf dem Markt, Gemeinwohlorientierung nimmt ab in Richtung einer Unternehmensorientierung.

Mitarbeiter fühlen sich dem Leitbild (Diakonie ist gelebter Glaube) oft nicht verpflichtet, oder es ist ihnen fremd geworden. Es ist kaum möglich und wenig sinnvoll, die berufliche Qualifikation kombiniert mit christlicher Motivation als Berufsmerkmal von Mitarbeitern zu überprüfen. Das Rekurrieren auf die Kirchenmitgliedschaft ist keine zeitgemäße Lösung.

In dem Dilemma Ökonomie und diakonisches Proprium zu verbinden sind Menschen in Leitungsfunktion in der Diakonie fast aussichtslos gefangen.

Was tun?

Die Lösung kann nicht darin liegen, der Verknappung der Ressourcen das Menschenbild zu opfern und damit die Erkennbarkeit und somit die Daseinsberechtigung von Diakonie aufzugeben.

Wolfgang Huber² bezeichnet das diakonische Proprium als einen „Standortvorteil“. Es geht ihm darum zu verdeutlichen, warum eine Einrichtung mit einem solchen Standort den Menschen „besser helfen kann“.

Der Standort der Diakonie ist nach Huber u.a. durch folgende „theologische Achse“ gekennzeichnet:

Sie beruht auf ihrem „geistlichen Leben“, sodann auf ihrer Bereitschaft, sich „dem hilfebedürftigen Nächsten unabhängig von seiner eigenen Leistungsfähigkeit zuzuwenden und als von Gott geliebte Person wahrzunehmen.

1 Günther Brackelmann, Denkschrift und Manifest. Hoffnungen auf eine menschlichere Welt. In: H.C. von Hase, P.Meinhold, Hrsg., Reform von Kirche und Gesellschaft. Jahrbuch des Diakonischen Werkes, Stuttgart 1973. S. 35Die

2 Wolfgang Huber, Ökonomie in der Diakonie. Zehn Thesen zur Kommerzialisierung des Sozialen. Vortrag auf dem Konvent des DWBB, März 2002

Sie besteht sodann im Widerstand gegen alle Tendenzen, die Schwächeren in der Gesellschaft zu Menschen zweiter Klasse zu machen.“(These 5)

Die Frage nach den notwendigen ökonomischen Grundbedingungen, die unabdingbar sind, beantwortet Huber mit dem Auftrag der Diakonie zur „verantwortlichen Haushalterchaft“, d.h. der optimale Einsatz knapper Ressourcen ist geboten.

Man kann daraus folgern: diakonische und ökonomische Leistungsfähigkeit sind zu optimieren.

In der Schriftform klingt diese Argumentation elegant und schön, - allein der Alltag diakonischer Realität ist selten elegant sondern steinig.

Es ist eher als Schönfärberei zu betrachten, wenn so geredet wird, denn in Wirklichkeit ist ohne eine gesunde wirtschaftliche Basis eine angemessene Arbeit eben nicht zu machen. Wenn Klienten oder Patienten mehr Zeit z.B. für ein Gespräch brauchen, so handelt es sich eindeutig um einen ökonomischen Faktor .

Wenn der mit dem Appell an die „verantwortliche Haushalterchaft“ bearbeitet wird, gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder ist bislang mit den Ressourcen nicht verantwortlich umgegangen worden, oder diese Forderung nach „verantwortlicher Haushalterchaft“ erweist sich als eine Floskel, mit der verschleiert wird, dass Diakonie nicht bereit ist, um die notwendigen Ressourcen öffentlich zu kämpfen.

Dieser Kampf um eine diakonische Arbeit, die dem „ganzen Menschen“ gerecht wird, muss das Ziel sein, denn der „ganze Mensch“ braucht menschliche Zuwendung nicht nur in technisch-evaluierbaren Einheiten, sondern Zuwendung im weiteren Sinn und man braucht damit den präzisen Blick auf die gesellschaftliche Situation.

Man kann sich erinnern an die Anfänge der Diakonie im 19. Jahrhundert: die Not der Menschen ist eben auch heute nicht nur eine körperliche Not. Wer seelische Not und Einsamkeit ernst nehmen will, braucht Zeit und diese Zeit braucht eine ökonomische Basis.

Diakonie und Caritas sind gesellschaftlich wichtige Träger, sie stehen in der Verantwortung für die Gesamtentwicklung.

Wenn die Entwicklung in eine falsche Richtung läuft, ist es notwendig, politisch und organisatorisch die Bremse zu ziehen.

Diese Bremsfunktion muss darin bestehen, im Zweifelsfall „Nein“ zu sagen, sich gegebenenfalls aus Bereichen zurückzuziehen, statt die

Arbeit dort angesichts der Bedingungen ebenso unzureichend zu leisten wie andere Träger.

Dieses „Nein“ muss allerdings mit entschiedener Einflussnahme auf die Politik verbunden sein, sonst wird dieses Verweigern (miss-)verstanden als ein Im-Stich-Lassen der Betroffenen.

Die öffentliche Positionierung der Träger muss durch die Kirchen mitvertreten werden.*

Dietrich Bonhoeffer hat uns aus den Erfahrungen des Kirchenkampfes ein korrigiertes Kirchenverständnis aufgetragen: Kirche ist nur dann Kirche, wenn sie sich mit den Entrechteten solidarisiert und deren Sache zu ihrer Eigenen macht.

In der Zeitschrift „Publik-Forum“³ weist Wolfgang Kessler angesichts der Lohnkürzungen der Caritas in Baden-Württemberg darauf hin, dass Kirche durch diese Maßnahmen das Gegenteil ihrer öffentlichen Forderungen praktiziert und „...selbst immer mehr Menschen in die Armut katapultiert“.

Er folgert zurecht:

“Ändern wird sich die Lage erst dann, wenn die Großorganisationen der Caritas und Diakonie ihren Auftrag zur Nächstenliebe politisch verstehen – und endlich offensiv für einen angemessenen Mindestlohn im Sozialbereich streiten.

Für die Pflege kommt hinzu: Erst wenn die kirchlichen Institutionen als mächtigste Anbieter von Pflegeleistungen für höhere Kostenentstattungen der Pflegekassen mobil machen, werden sie auch ihr Personal gerechter bezahlen können.“³

Dem ist wenig hinzuzufügen.

Der oben zitierte „Standortvorteil der Diakonie“ ist ausschlaggebend, um nicht in der Gesamtmenge der Anbieter unterzugehen.

Eine entscheidende und machbare Schiene, diesen Standortvorteil zu realisieren sehen wir darin, modellhaft im Umgang mit den Mitarbeitern - also in der Mitarbeiterführung tätig zu werden. Der Standortvorteil kann nur an die Zielgruppe des diakonischen Handelns weitergegeben werden, wenn die Institution selbst diesem Leitbild verpflichtet ist.

Der „Standortvorteil der Diakonie“ ist in der Tat richtungweisend:

Er besteht jedoch in der Chance dieser Großorganisation, entscheidenden politischen Druck zu mobilisieren, also das Leitbild nicht nur zu diskutieren, sondern die Realität politisch so zu verändern, dass Diakonie wieder dem „ganzen Menschen“ gerecht werden kann.

* Historisch und organisatorisch gesehen sind evangelische Kirche und „ihre“ Diakonie vielfach verschiedene Wege gegangen. Die Bestimmung des Verhältnisses zwischen der verfassten Kirche und den Verbänden und Vereinen im diakonischen Dienst ist bis heute ein schwieriges Thema – die Red.

3 Wolfgang Kessler, Kirche schafft Armut. In: Publik-Forum 24, 2009 S. 11

Autor:

Peter Kruse (Jg. 1947) ist Pfarrer, Magister der Erziehungswissenschaft und hat das Diplom für Diakoniewissenschaft der Universität Heidelberg. Er unterrichtet am Gymnasium.